

# Die Auswanderung Martin Stephans.

Von Karl Hennig,

Eupen (Belgien) Hook 40.

Die meisten Darstellungen über die Pilgerväter der lutherischen Missourisynode und den Führer der sächsischen Auswanderer von 1838, Martin Stephan, sind polemisch oder apologetisch. Durch Angriffe auf Martin Stephan versuchen die Autoren den schweren Vorwurf, den die Auswanderung für die sächsische Landeskirche bedeutete, zu entkräften und sich selbst als „vom Irrtum des Stephanismus bekehrte Sünder“ zu entschuldigen. Handschriftliches von Martin Stephan findet sich in den Prozeßakten (Dresdner Ratsarchiv), in den Akten seiner eigenen Dresdner Gemeinde (einst St. Johannis, jetzt Erlöserkirche), seiner zuständigen Ephoralstelle, der Superintendentur Glauchau, ferner in den Archiven der Deutschen Christentumsgesellschaft und der Evangelischen Missionsgesellschaft in Basel, im Dresdner Hauptstaatsarchiv, dem Archiv des sächsischen Landeskirchenamtes Dresden, dem der Evangelischen Brüderunität zu Herrnhut, in den Pfarrarchiven zu Callenberg über Waldenburg/Sa., Langenchursdorf über Waldenburg/Sa., Niederröhna über Limbach/Sa., im Fürstlich Schönburgischen Schloßarchiv zu Waldenburg und Gräflisch Einsiedelschen Schloßarchiv zu Wolkenburg in Sachsen, schließlich in den Archiven der Evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig und der Leipziger Bibelgesellschaft. Quellenwert haben außer St.s eigenen Schriften (S. 146) die Verhandlungen des zweiten sächs. Landtages (ed. Gretschel: 1837. Nr. 204, 114. Sitzung II. Kammer, 1837 Nr. 272, 115. Sitzung I. Kammer, 1837 Nr. 298, 186. Sitzung II. Kammer). Ein Verzeichnis der zahlreichen zeitgenössischen Zeitungsartikel findet sich bei Fischer (siehe unten [unter Nr. 15]); vgl. ferner: Der Pilger aus Sachsen, Allgemeine Kirchenzeitung, Röhrs Kritische Predigerbibliothek (1835, H. 1 u. 5). Als Darstellungen kommen in Frage: v. Polenz (über ihn ADB.), Die öffentliche Meinung und der Pastor Stephan, Dresden und Leipzig 1840 (anonym). Der Verfasser war von St. erweckt worden und später zu den Herrnhutern übergegangen. Ferner: Ludwig Fischer, Das falsche Märtyrertum oder die Wahrheit in der Sache der Stephanianer (Leipzig 1839, mit Bibliographie). Die Anklagepunkte St.s gegen die Kirche sind als Motivierung der Auswanderung unzureichend. Schließlich: K u m m e r in PRE., 2. Aufl. (XIV, 670 f.), und der darauf ruhende Artikel in der

DAB. Die polemischen Schriften haben bisher fast ausnahmslos das einseitige Urteil über St. beherrscht, vor allem Carl Vehse, Die Stephansche Auswanderung nach Amerika (mit wichtigen Quellenbeilagen. Vehse ist der Verfasser der 48bändigen Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Über seinen Mangel an kritischer Schärfe und seine Vorliebe für das Pikante cf. Schnorr von Carolsfeld, ADB. 39, 550). Vehse war Präsident der Wirtschaftskommission und Rechnungsführer der Auswanderer, er legte am 6. Juni 1839 sein Amt nieder. Fast alle späteren Darstellungen schreiben Vehses Schrift kritiklos aus, obgleich er nur einen Minderwertigkeitskomplex abreagierte, daß er, der gefeierte Advokat, dessen Buch auch in holländischer Sprache erschien, Opfer eines wollüstigen Finsterlings geworden war (cf. Zeitschr. luth. Theol. u. Kirche 1840, 3, p. 135—144 Rudelbach). So ist z. B. Ferd. Warner, Die neuesten sächsischen Auswanderer nach Amerika (Leipzig 1839), nur ein Auszug aus Vehse; G. Günther, Die Schicksale und Abenteuer der aus Sachsen nach Amerika ausgewanderten Stephanianer (anonym Dresden 1839) ebenfalls. Die Schuld liegt nach G. bei St. allein. Georg Pleißner, Die kirchlichen Fanatiker im Muldental, ist ein landeskirchlicher Angriff auf St., E. Schaller, Die St.sche Auswanderung im Jahre 1838 (Sachsenpost 1909, p. 165) ist nur ein Auszug daraus. Paul Wieland Lütke-müllers „Lehren und Umtriebe der Stephanisten“ (Altenburg 1839) will die maßlosen Angriffe des Verfassers auf St. in der Leipziger Zeitung 1839, Nr. 132, 133, 214, 218 rechtfertigen. Köstering, Die Auswanderung der sächsischen Lutheraner im Jahre 1838 usw., ist eine Abwehr von Schieferdecker, Geschichte der ersten deutschen Ansiedler in Altenburg, Perry County Mo. Christoph G. Freimund (Gottwald): Stephaniade, ist eine Satire.

Außer der Autobiographie Keyls (S. 155) kommen noch J. F. Köstering, Leben und Wirken des ehrw. G. Wilh. Keyl (S. Louis 1882), J. F. Bürgers Lebenslauf von C. F. W. Walter (S. Louis 1882) und Wilhelm Sihlers Lebenslauf (S. Louis 1879, Bd. I) in Betracht. Mehrere Predigten wurden aus Anlaß der Auswanderung gehalten und gedruckt. Umfangreich ist die durch die Ereignisse in Sachsen-Altenburg hervorgerufene Literatur. Die modernen Darstellungen beruhen sämtlich auf dem durch Vehse geschaffenen Bild, neues Material und neue Gesichtspunkte fehlen. Zum Ganzen: Karl Hennig, Die sächsische Erweckungsbewegung im Anfange des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1928.

Der Protest gegen die angeblich dem Rationalismus verfallene sächsische Kirche ging nicht nur von Martin Stephan und seinen Freunden aus, sondern von der Erweckungsbewegung. Dieser Frömmigkeitsfrühling war auf dem Boden der pietistischen Reste erwachsen, die als Herrnhuter Diaspora und Deutsche Christentumsgesellschaft sich als isolierte, aber überall im rationalistischen Meer verstreute Inseln mit unüber-spülbaren Dämmen erwiesen hatten. Die intensive, oft sehr gefühlige

Pflege einer konfessionell indifferenten Gottseligkeit verband sich in diesem breitesten und, wenn auch in veränderter Form, so doch bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts wirksamen Strom mit der von England aus in verschiedenen Nebenflüssen hereinbrechenden Flut des aktiven Christentums. Die sächsischen Bibelgesellschaften und Missionsvereine sind aus dieser aktivistisch-evangelikalen Bewegung hervorgegangen. Neben dieser Bewahrung des Glaubens durch die Evangelisationsarbeit in der Heimat und in der Fremde trieb die in den Kreisen des sächsischen Adels gepflegte individualistische Erweckungsbewegung Blüten innerlichster und fast sentimentaler Frömmigkeit. Fast naturnotwendig hatte die gewaltige Steigerung des religiösen Gefühlslebens, das durch die rationalistische Moralpredigt zurückgedrängt worden war, als Reaktion viele schwärmerische und sektiererische Erscheinungen zur Folge. Es kann also gar keine Rede davon sein, daß die sächsische Kirche in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dem Rationalismus verfallen gewesen sei. Wenn es sich bei der sächsischen Erweckungsbewegung um einen vielgestaltigen, aber aus einem religiösen Bedürfnis heraus erwachsenen Protest gegen die völlige Verkümmern der Trost- und Gnadenbotschaft handelt, warum hat sich St. nicht der sächsischen Erweckungsbewegung und vor allem dem sich aus ihr heraus kristallisierenden sächsischen Allluthertum angeschlossen, sondern ist zur Gründung einer rein lutherischen Kirche, die heute in der Missouri-Kirche weiterlebt, ausgezogen?

Martin Stephans Jugend, der am 15. August 1777 in Stramberk bei Neutitschein geboren ist, fällt in die der Erteilung des Toleranzpatentes von 1781 (15. Okt.) vorausgehenden Verfolgungen der evangelischen Lehre in Mähren. Aus dem Berufe des Vaters, der Leineweber war, kann auf eine indirekte Beziehung zu den böhmisch-mährischen Brüdern geschlossen werden. Der frühe Tod der Eltern und bittere Jugenderfahrungen führten bei St. schon zeitig zur Entwicklung des Selbstständigkeitsdranges und begründeten in ihm den Glauben an die natürliche Verderbtheit des Menschenherzens. In Breslau schloß sich St. dem dortigen Zweigverein der Deutschen Christentumsgesellschaft an. Der Vater des ihm später so nahe getretenen Scheibel, Johann Ephraim Scheibel, leitete damals das Breslauer Gymnasium, das St., schon 25 Jahre alt, besuchte, um Theologie studieren zu können. Hier erkannte St., wie die lutherische Kirche unter der modernen, ungläubigen Theologie zu leiden hatte, daß der Pietismus mit seiner unklaren Weidheit in den Lehrfragen nicht genügend Kampfeskraft gegen den Unglauben besitze, aber grundlegend wurde die Weckung des lutherischen Bewußtseins, daß es nicht genügt, wie der Pietist, Erlösung von der Macht der Sünde zu suchen, sondern daß es um Erlösung von der Schuld der Sünde geht. St.s Kenntnisse blieben, wie bei einem solchen Schnellkurs nicht anders zu erwarten war, gering. Die Wahl der Universitäten Halle und Leipzig war vermutlich veranlaßt durch ein Stipendium,

das der der sächsischen Erweckungsbewegung zuzurechnende Graf von Hohenthal, dessen Stipendiat auch Dav. Samuel Roller war, gestiftet hatte. Da St. bereits mit einer fertigen Theologie auf die Universität kam, nämlich dem durch Scheibel bestimmten Verständnis des Luthertums und dem durch die Breslauer Pietisten erweckten Gottseligkeitsstreben, so bestärkte ihn die Opposition gegen den in Leipzig herrschenden gemäßigten (Keil, Joh. Aug. Wolf, Tittmann, Aug. Tzschirner, Lud. Cramer) und den in Halle herrschenden radikalen Rationalismus (Wegscheider, Gesenius) in der nun einmal eingeschlagenen theologischen Richtung. Besonders in Leipzig erkannte St., daß es der lutherischen Lehre widerspräche, zu meinen, Gott müsse uns gnädig sein, wenn wir alles getan haben, wozu wir fähig sind. St. war nicht ein Erneuerer des wahren Luthertums im Zeitalter des Rationalismus, aber er hat das Wesentliche im Luthertum in dieser Periode der Verdünnung der Glaubensbegriffe wieder belebt: Das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo. Die Abneigung gegen die rationalistische Lehre schlug bei St. in einen Haß gegen alle gelehrten Studien als „fleischliche Wissenschaft“ um. Um so fleißiger aber studierte St. die altlutherischen und pietistischen Erbauungsschriften. 1806 verließ St. die Universität.

Nach kurzer Verwaltung der Pfarrstelle Haber in Böhmen wurde St. wegen seiner Kenntnis der böhmischen Sprache 1810 Pastor an der deutschen Kirche böhmischer Exulanten in Dresden. Den böhmischen Exulanten von 1659 war 1649 die Erlaubnis zur Abhaltung eigener Gottesdienste, 1650 die Johanneskirche vor der Stadt zum dauernden Gebrauch gegeben worden. Das Vorrecht der Gottesdienste in der Muttersprache umschloß auch das Recht, Prediger und geistlichen Vorstand selbst zu wählen. Die überkommene Sitte, Gottesdienste außerdem im Pfarrhause zu veranstalten, blieb mit Rücksicht auf die Alten bestehen. Dieses Vorrecht war besonders groß in Zeiten, da der Staat in jedem Zusammenschluß seiner Bürger eine revolutionäre Verschwörung gegen seine reaktionäre Politik witterte. Die böhmische Gemeinde war eine reine Personalgemeinde der ursprünglichen Einwanderer, die durch die eigene Gottesdienstsprache, ihre eigenen Erbauungsstunden, die Teilung der Gemeinde in Kinder, Neubekehrte und Fortgeschrittene sich von der später zahlenmäßig viel größeren deutschen St. Johannisgemeinde unterschied. Die böhmische Gemeinde war eine selbständige Gemeinde mit eigener Verwaltung und eigenem Kantor. Beide Pfarrstellen — die der Johannisgemeinde wurde vom Rate der Stadt Dresden besetzt — waren nur in der Personalunion des Pfarrers verbunden.

Der gewaltige Eindruck der Predigten Stephans, die naïv und treuherzig in vollkommener Hingerissenheit von seinem Gegenstand vorgetragen wurden, wurde noch übertroffen durch den, den seine Erbauungsstunden machten. St. hat durchaus keine hierarchischen Gelüste gehabt, sondern im Gegenteil die Anfechtung, daß er allein nicht irre.

aber alle seine Feinde, nur durch die Besinnung auf das eigene Ordinationsgelübde beruhigen können. Nicht aus eigener Machtvollkommenheit hat er seine Stimme gegen die unchristlichen Reden auf den lutherischen Kanzeln erhoben, sondern aus dem Berufungsbewußtsein, das ihm sein Amt verlieh. St. kann nicht als einseitiger, stiernackiger Willens- und Kraftmensch hingestellt werden. Wenn ihn auch die harten Jugend-erfahrungen und später der zermürbende Kampf zu einem trotzigem und leidenschaftlichen Kämpen gemacht haben, dessen Sturheit den immer freundlich-holdseligen Sachsen und den besonders zum Ausgleich neigenden Suprarationalisten als Eigensinn erschien, so zeigte sich St. doch von Natur als ein gemütvoller, zufriedener Mensch. Das Bewußtsein, der Gnade Gottes gewiß sein zu können, verlieh ihm eine stille Heiterkeit. Die abfälligen Urteile über St.s Unbildung sind von dem humanistischen Bildungsideal aus beeinflußt. Wenn aber Bildung heißt: das ganze Leben aus dem Glauben heraus bilden, dann ist St., trotz seiner mangelnden Gelehrsamkeit, ein in die Tiefe hinein'gebildeter' Christ gewesen.

Die St.sche Bewegung ist also kein theologischer Protest gegen die aufklärerische Theologie gewesen, sondern eine viele Lebensgebiete umfassende religiöse Bewegung gegen die Rationalisierung und Moralisierung des Luthertums. St. ist, wenn auch in begrenzter Weise, ein Vorläufer des genuinen Luthertums während des Rationalismus, das später in theologisch geklärter Weise Vilmar vertreten sollte. St. hat nicht gesehen, wie sein ursprünglich echt lutherischer Protest gegen die profane Gläubigkeit selbst wieder zu einer neuen gläubigen Haltung erstarrte und damit selbst wieder zu einer in sich selbst mächtigen profanen Stellungnahme wurde. Er protestierte gegen die selbstherrlich gewordene Kulturgläubigkeit und ihre Selbstbefreiung aus den überkommenen kirchlichen Bindungen, ohne zu sehen, daß sein Protest nicht der des göttlichen Wortes war, sondern der einer Kampfstellung innerhalb der profanen Welt, die sich mittels der von ihm selbst abgelehnten profanen Prinzipien selbstherrlich geformt hatte, also nicht göttliche, sondern menschliche Bindung war. Der Protest der lutherischen Freiheit eines Christenmenschen gegen die Verkehrung dieses Grundsatzes durch die Profanisierung wird bei St. nicht ausgeweitet. St. ist sich nicht bewußt, daß die lutherische Kritik nicht Repristinatio alter Kritik ist, sondern Gericht.

Die Quellen der St.schen 'Theologie' sind seine Predigten, die im Kreise der Anhänger hohes Ansehen genossen<sup>1)</sup>. Die sehr einfache Disposition dieser Predigten geht meist auf das Schema zurück, daß der objektive Gehorsam gegen das Wort Gottes nicht genüge, sondern

1) „Der christliche Glaube“ 1824, 2 Bde., Nachschriften des Cand. Poeschel, später von St. redigiert, besonders die langen Schriftzitate. Außerdem 60 andere gedruckte Predigten.

daß jeder diese Wahrheit auf seine Lage beziehen müsse. Von St. wurde auch die Edition des sog. Petersburger Katechismus von Pessarovius (1820) besorgt, den er als „Christliche Katechismusübung“ 1822 zusammen mit Mag. Leonhardi herausgab (S. 150, 151, 162).

Das Incinndergehen von Schriftzitat und Predigt zeigt, daß St.s 'Theologie' eigentlich eine Auslegung der Bibel durch die Bibel selbst ist. Das Buch war übrigens, dem Stil seiner Zeit entsprechend, dem Heiland selbst gewidmet. Das Hauptthema der Predigt ist die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, die Versöhnung durch Christi Blut. Der kraftvolle Objektivismus in der Theologie St.s umschließt wesensmäßig die mystische Vorstellung von der inneren Erleuchtung, die dem Christen den rechten Maßstab zur Beurteilung seiner eignen und anderer Theologie gibt. Rationalistisch ist die Beurteilung der Reformation als Errettung aus der Finsternis. Sonst aber kreist das Denken St. um die Pole der einen Ellipse: Vollkommene Sündhaftigkeit der Welt und unbedingte Majestät Gottes. Der Mensch hat vor Gott kein Recht, er ist reiner Widerstand gegen Gottes Geist. Der zweite, ebenfalls ellipsenähnliche Satz des St.schen Denkens heißt: Gott und Christus sind eins, durch Christi Einwohnung in uns ist sein Leben unser Leben geworden. Der neue Gehorsam des Christen, seine Heiligung ist nicht die Voraussetzung, sondern die Folge der Rechtfertigung. Obgleich der Christ zwischen dem Reich der Versöhnung und dem irdischen Reich der natürlichen Ordnung steht, kann der Gegensatz gegen die Welt gar nicht scharf genug betont werden. Die rationalistischen Angriffe, daß die Bibel viel jüdischen Aberglauben enthalte, hätten dazu geführt, daß in Wahrheit eine Gegenkirche gegründet wurde. Indem St. die sichtbare Kampfsgemeinschaft der Versöhnten gegen die Auffassung der Kirche als Erziehungsanstalt abgrenzt, wendet er sich gegen eine Spiritualisierung des Kirchenbegriffes, indem er sichtbare Kirche mit der unsichtbaren gleichsetzt, bewahrt er die Kirche vor Verweltlichung. Indem er aber selbst diese Gleichsetzung für sich vollzieht, verliert für ihn die Kirche die Kraft, über sich selbst hinauszudeuten und wird zu einem heiligen Instrument. Erschütterungen der Verkündigungsinhalte dieser Kirche sind Erschütterungen des Göttlichen selbst.

Das Überraschende war die Selbstverständlichkeit, mit der St. in die Nachblüte des Rationalismus seine Wahrheiten aussprach: Die Bibel ist Gottes Wort, wir sind alle verlorene Sünder. Die Polemik gegen St. bewegte sich daher meist in den frühliberalen Gedankengängen, daß dieser massive Objektivismus ein Zeichen unfrommer Unsicherheit und Mißtrauens gegen das lebendige Wirken Gottes sei. Verstanden haben sich die Gegner eigentlich nur an einem Punkte: ihrer gegensätzlichen Auffassung vom Wesen des Menschen. Der Rationalismus begründete ja seinen Optimismus und Intellektualismus mit der Erlösung des Menschen. St. dagegen hielt streng an der alten Lehre fest,

daß der Christ noch gebunden sei, daß die Erlösung noch keine Heiligung bedeute, und die rationalistische Profanisierung und Vergegenständlichung der Erlösung des Menschen auf die Lösung aller Bindungen hinauslaufe.

Mit dieser groben Skizzierung von St.s 'Theologie' ist die Frage beantwortet, warum die Hoffnung auf eine Erneuerung der Kirche von ihm abgelehnt wurde. Dazu kam, daß der Widerstand gegen die „königliche“ sächsische Landeskirche zugleich Widerstand gegen die Polizeiobrigkeit war, dem Lutheraner St. aber der Widerstand gegen die Obrigkeit, die das Schwert in Gottes Auftrag führt, unmöglich war. So blieb nur der Ausweg der Auswanderung. St. hat damals klar ausgesprochen, was viele dunkel fühlten: sein ungebrochener Instinkt empörte sich gegen die Auflösung aller Bindungen, des Ersatzes des wenn auch oft naiv verhärteten Glaubens durch die humanistische Religiosität. Es ist kein Einwand, auf Franz Volkmar Reinhardts Reformationspredigt von 1800 hinzuweisen, in der er die Rückkehr zum alten, reinen Evangelium gefordert hatte, denn die Leitbegriffe: Rechtfertigung, Versöhnung usw. blieben zwar als Begriffe weiter bestehen, waren nur um ihren entscheidenden Sinn gebracht worden.

Aber warum schloß sich St. wenigstens nicht der sächsischen Erweckungsbewegung an, der Deutschen Christentumsgesellschaft in Dresden und der größten aller Zweiggemeinschaften der Herrnhuter Diaspora, der in Dresden? Die Mitglieder der Herrnhuter Diaspora hatten lange und zahlreich St.s Gottesdienst besucht. Im Zschopautal war die Anhängerschaft St.s unter den Herrnhutern so groß, daß man sich noch 1838 in Augustusburg mit dem Gedanken trug, sich der Auswanderung anzuschließen. Jacob Götz, der Leiter der Dresdner Societät der Herrnhuter, klagte 1826, daß St. ihre Zweiggemeinschaft an den Rand des Grabes gebracht habe, und Enkelmann, der große Diasporareisende der Herrnhuter, erklärte 1838, daß es trotz allen guten Willens, alles zum besten zu kehren, nicht möglich sei, den Geist St.s gutzuheißen. Die Gründe scheinen folgende zu sein: St.s Erweckung wurde von den Alterweckten der Herrnhuter Gemeinde als „unzeitige Spätgeburt“ beargwöhnt. St. lehnte den in der Deutschen Christentumsgesellschaft und der Herrnhuter Diaspora gepflegten Spät Pietismus Spangenberg'scher Prägung ab, da er nur den Hohenpriester und König Christus, aber nicht den Propheten Christus verkündige, es fehle also das Gericht Gottes. Der Spät Pietismus führe zu voreilig zur Versöhnungsgemeinschaft, der Christ müsse aber erst ganz durch die Buße zerknirscht sein. Vor allem aber bildete St. die Dresdner Zweiggemeinschaft der Deutschen Christentumsgesellschaft, zu deren Führer er geworden war, zu einer lutherischen Gesellschaft um. Noch unter dem letzten Führer der Dresdner Partikulargesellschaft, Joh. Gottfried Burg-hart, löste sie sich allmählich in die Gemeinde St.s auf, für die das während der Kriegsjahre ruhig vor der Stadt liegende böhmische

Pfarrhaus eine willkommene Stätte für ungestörte Erbauungsstunden bot. Durch St.s Einfluß formte sich die epigonenhafte, nur auf kontemplative Erbaulichkeit eingestellte Frömmigkeitsgemeinschaft so um, daß sie als die eigentliche Keimzelle seiner Anhängerschaft bezeichnet werden muß.

Neben der alten Parochialgemeinde böhmischer Exulanten entstand also eine immer größer werdende Personalgemeinde, deren innerer Stärkung die Erbauungsstunden dienten, eine Art Bibel- oder Sprechstunde, in denen auch fortlaufend aus der Bibel und den von der Tübinger theologischen Fakultät 1709 veröffentlichten „Summarien“ vorgelesen wurde ( von Joh. Wolfg. Jäger, Joh. Christoph Pfaff und Andr. Adam Hochstätter). Daß es sich um keine Konventikel handelte, bestätigt auch der spätere Gegner St.s, der Kantor der böhmischen Gemeinde, Johann August Marks (1800—1814 Schullehrer am Neidschen Gestift in Dresden). Daß St. sich wegen dieser Erbauungsstunden vor der Polizei verteidigen mußte, ist ja nur aus der Restaurationszeitangst zu erklären, die auch hinter harmlosen Zusammenkünften staatsverbrecherische Komplote vermutete. Allerdings hatte der durch die rationalistische Predigt unbefriedigt gelassene Drang zum Geheimnisvollen ein Ventil in einem phantastischen Aberglauben gefunden, der zu wunderlichen Geistesverwirrungen in Konventikelkreisen geführt, ja sogar zu religiösen Morden sich gesteigert hatte (Ritualmord des Johann Gottlieb Eckardt). Der Stadtphysikus von Dresden, ein Dr. Roehner, mußte allein sechs vom religiösen Wahnsinn Befallene untersuchen, die alle durch St. verrückt gemacht worden sein sollten. Aber diese schwärmerischen Menschen kamen zu St., nicht umgekehrt, daß St. sie zu sich gezogen hätte. Auch die furchtbaren Exzesse, wie z. B. der Mord zu Beiersdorf bei Leisnig (Muldentale) hatten nichts mit St.s Einfluß zu tun, ja, im Gegenteil, St. hatte ja immer gelehrt, daß das Veröhnungsoffer einmal geschehen sei und nicht wiederholt zu werden brauche. Die schwärmerischen Sekten blühten ja schon damals in Mittelsachsen.

1821 taucht zum ersten Male der Name auf, der beweist, daß man St.s Anhänger als eine besondere Gruppe empfand: „Stephanisten“. Der Widerspruch gegen St. geht aber schon weiter zurück: schon 1814 hatte eine Beschwerdeschrift des Kirchenvorstandes von St. Johannis gegen seinen Pfarrer durch St.s diplomatisches Ungeschick nicht geklärt, sondern nur beigelegt werden können. Eine Wiederholung dieser Angriffe im Jahre 1816 bewies, daß der Widerstand des Kirchenvorstandes gegen den übermächtigen Einfluß des predigtgewaltigen Pfarrers nur gewachsen war. 1820 regten sich bereits schon die Amtsbrüder gegen St., als sie sehen mußten, wie durch das Anschwellen der Ziffer der Abendmahlsgäste bei St. bei ihnen eine Minderung an Sportelgeldern eintrat. Unter den Unterzeichnern dieser Beschwerde tauchen Namen führender Persönlichkeiten aus der sächsischen Erweckungsbewegung

auf, wie z. B. die der Führer des alten Dresdner Missionsvereines, Mag. Gustav Christian Leonhardi und des Diakon Chr. Gottlieb Gülde-  
mann. Sowohl sie wie die rationalistischen Gegner erkannten, daß ein  
unüberwindlicher Gegensatz zwischen der rationalistischen Selbstgenü-  
gsamkeit und der pietistischen Gottseligkeitsfrömmigkeit einerseits und  
dem lutherischen Objektivismus anderseits bestehe. Man polemisierte  
gegen „kindlich frömmelnde Begriffe von der unmittelbaren Einwirkung  
der Gnade Gottes auf den Menschen sowie von dem Versöhnungswerke  
des Erlösers. Anstatt freudiger Erhebung der Religion sehen wir  
knechtische Furcht vor Gott und seinen Strafrichtern“. Bei dem kleinen  
Mann habe man Abneigung gegen Berufsarbeiten, Vernachlässigung  
derselben zum Nachteil ihres Wohlstandes, Grübeleien über nicht oder  
übel verstandene Bibelstellen, den Wahn, daß man sich durch außer-  
ordentliche Mittel und Opfer den Himmel erringen müsse, Abstumpfung  
aller natürlichen Gefühle gegen Verwandte und Kinder bis zur  
empörendsten Grausamkeit, bis zum fanatischen Wahnsinn zu befürch-  
ten. St. sei als Gegner des religiösen Fortschrittes zu bezeichnen.  
Durch diese Erfahrungen wurde St. immer mehr in der Überzeugung  
bestärkt, daß an eine innere Überwindung des heidnischen Rationalis-  
mus nicht mehr zu denken sei. Der zunächst persönliche Kampf einiger  
Geistlicher gegen St. wurde früh von der Gemeinde als ein prinzi-  
pieller Kampf empfunden. St.s Stellung in der Gemeinde wurde die  
eines wahrhaften Patriarchen. Man wird neben St.s sozialem Auf-  
stieg, seiner meist autodidaktischen Bildung und der aus seiner Theol-  
ogie fließenden Betonung der Autorität des geistlichen Amtes, vor allem  
aus seiner in absoluter Selbstsicherheit wurzelnden Persönlichkeit es er-  
klären müssen, wie er bei seiner angeborenen Bescheidenheit zum Führer  
einer über die Grenzen Dresdens hinausgehenden Bewegung werden  
konnte. In dem Maße, als die Bedeutung der anderen sächsischen  
Sammelbecken des neu erweckten Luthertums steigt, besonders die  
im Muldental, tritt auch in Dresden an Stelle der persönlichen Ver-  
ehrung die objektive Autorität, die aus dem Amte selbst heraus fließt.  
Das Luthertum St.s ist kein Nebenprodukt der Erweckungsbewegung,  
sondern hat selbst die Erweckungsbewegung in den Konfessionalismus  
mit umbiegen helfen. Alle kleinen Sekten der sächsischen Erweckungs-  
zeit sind wenige Jahrzehnte nach ihrem Entstehen spurlos verschwun-  
den. St.s Wiederentdeckung altlutherischer Erkenntnisses von dem im  
Amte sichtbaren Worte Gottes bewährte die geschichtliche Lebenskraft.  
Im Amte hatte die Gemeinde auch die Sicherheit, daß sie nicht irrte,  
sondern ihre Zeit im Irrtum befangen war. Selbstverständlich haben  
sich unverständige Anhänger oft zu Äußerungen hinreißen lassen, die  
von den Gegnern triumphierend als Zeichen mechanischen Menschen-  
dienstes festgenagelt wurden. Aber zweifellos hat auch St. selbst, wie  
es seiner starken Willensnatur und seiner eigenen Energie entsprach,  
die geistliche Amtsautorität oft mit der persönlichen verwechselt.

Daher entstand denn auch unter seinen Anhängern, die sich ja kaum von ihrem beschränkten Lebenskreise haben losmachen können, eine Neigung zu inquisitorischer Ketzerrichterei, deren Geist St. später selbst noch zu spüren bekommen hat, als man über den alten grauen Sünder, der ohne Reue starb, den Stab brechen zu dürfen glaubte.

Unter den „Stephanisten“ (diese journalistische Bezeichnung taucht zuerst am 25. August 1821 im „Korrespondenzblatt für Deutschland“ Nr. 257 und gleichzeitig in der Bayreuther Zeitung Nr. 176 auf) sind drei Gruppen zu unterscheiden: der weiteste Kreis besteht aus den Besuchern der Predigten, ein engerer aus den Besuchern der Erbauungsstunden und die Kerntruppe aus den ihm unbedingt ergebenen Verehrern. Zu den „Stephanianern“ im weiteren Sinn wäre auch Detlev Graf von Einsiedel zu rechnen (der als orthodoxer Pietist später Hauptförderer der sächsischen Missions- und Bibelgesellschaften war und auf seine zwischen Glauchau und Penig gelegenen Kollaturpfarren Männer wie Keyl, Buerger, aber auch Meurer, Kranichfeld, Poetschke u. a. m. berief, die bei der Auseinandersetzung St.s mit der neulutherischen Pastorkonferenz von entscheidender Bedeutung werden sollten). Der schon erwähnte Mag. Gust. Ernst Christian Leonhardi (geb. 1789) verfaßte mit St. zusammen ein Rundschreiben an die sächsischen Geistlichen: „Wie ist den direkten und indirekten Angriffen auf unsere echt lutherische Kirche zu begegnen, wie ist die unveränderte Reinheit ihrer Lehre zu erhalten?“ Beide besorgten, daß durch die Einführung der „Synodal- und Presbyterialverfassung“ der bisherige Lehrbegriff unserer Kirche untergraben werden würde und unser Glaube und Gewissen dadurch bedeckt werden müßte“. Eine Massenpetition an die Landstände, die die beiden in die Wege leiten wollten, schlug fehl. Auch Wilhelm Sihler (geb. 1801), der durch Lilla von Kügelgens innigen Erweckungsglauben beeinflusst war, hielt sich zu Martin St., ehe er sich Rudelbach innerlich anschloß, während sich die Mutter des „Alten Mannes“ selbst und Charlotte Luise von Kirchbach, innerlichste Vertreterinnen des konfessionell indifferenten Erweckungsindividualismus, von St. abgestoßen fühlten. Karl Gottlob Ferdinand von Polenz (geb. 1792) geriet unter dem Einfluß seiner ersten Frau, einer in Niesky erzogenen Witwe von Zezschwitz, also einem Mitglied der in der Geschichte der sächsischen Erweckungsbewegung so wichtigen Familie der von Zezschwitz, unter den Bann St.s. Dabei hat er aber die Verbindung mit Herrnhut verloren, so daß ihm die allmähliche Weiterentwicklung von St. weg zu Tholuck hin leicht fiel. Blochmann, der später bedeutungsvoll für die ersten erzieherischen Aufgaben der jungen lutherischen Kirche in Amerika werden sollte, stand unter St.s Einfluß, während Fr. A. Wilhelm Steglich sich später als Vorsitzender der Stoeckhardt'schen Konferenz mehr einem konfessionell indifferenten Spät-pietismus zuwandte. Der Einfluß St.s, so leicht und vielleicht auch oft vorübergehend er gewesen sein mag, blieb also nicht auf kleinbürger-

liche Kreise beschränkt, sondern erstreckte sich auch auf Vertreter der damals führenden Schichten Dresdens.

Jedoch durfte St. auf unbedingte Gefolgschaft nur bei denjenigen seiner Freunde rechnen, die Kleinbürger und Handwerker waren und sich auch oft des generationsmäßigen Unterschiedes zu dem älteren Geschlechte bewußt wurden. Zu diesen ganz Getreuen gehörte zunächst auch der alte Kantor Johann August Marks, der zugleich Schulmeister an der böhmischen Gemeinde in Dresden war, und in seiner Lebensbeschreibung („Wunderbare Führungen Gottes in der Geschichte meines Lebens“ usw.) geschildert hat, wie er sich allmählich immer mehr von dem geradezu magischen Einfluß St.s innerlich frei gemacht hat. Unerschütterlich treu folgten dagegen St. die Kandidaten, deren Verehrung oft kritiklos gewesen ist. Es ist richtig, daß in der Frage der Disziplin und Zucht das von St. wieder erweckte Luthertum etwas sektiererische Züge an sich trägt. Missouri würde aber in dem wirren Durcheinander zuchtloser Häresien im Mississippital nicht soviel in der Abwehr sektiererischer Verfälschungen des christlichen Glaubens haben leisten können, wenn nicht durch St. schon früh diese geistliche Disziplin gepflegt worden wäre.

Kandidat Friedr. Wilhelm Poeschel war der Privatsekretär St.s, der seinem Abgott mit fanatischer Verehrung ergeben war. Seine Briefe an Rudelbach werfen aber auf die fromme Unverschämtheit des eiteln Schwätzers ein etwas bedenkliches Licht. Das wortreiche „Glaubensbekenntnis der Gemeinde St. Johannis in Dresden“ (zugleich als Widerlegung der ihr und ihrem Seelsorger, dem Herrn Pastor Stephan in einigen öffentlichen Blättern gemachten Beschuldigungen, Dresden 1855) ist ein Beleg für die glühende Begeisterung des mutigen Jünglings, der ja seinen Freimut, mit dem er sich für den verachteten Sektierer einsetzte, damit büßen mußte, daß er in Sachsen nicht mehr auf eine Pfarrstelle rechnen durfte. Leidenschaftlich ist besonders die Polemik gegen den Baron von Uckermann (vgl. der Uckermann-Krugsche Streit), der ja das St.sche Luthertum geistverwirrend genannt hatte. Später ist Poeschel nach Hoffnungstal bei Odessa ausgewandert. Auch die anderen Kandidaten, wie Niedner, Wetzell, Brohm, Wege, Gesell und der Schullehrer Hellwig haben St. unbedingt Folge geleistet.

Der mittelerzgebirgische Sektenherd war schon seit den Tagen der Reformation als Sitz der Strumpfwirkerei und der Waldenser — die Tuchknappen in Zwickau mußten schon seit dem 15. Jahrhundert alle Waldenser sein — Ausgangspunkt schwärmerischer Bewegungen gewesen. Das Zentrum der Muldentaler Bewegung unter den Stephanisten waren die Schönburgisch-Waldenburgischen Kollaturpfarren, die an die des Grafen von Einsiedel in Wolkenburg angrenzten und von dem in der Geschichte der sächsischen Erweckungsbewegung bekannten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg mit Pfarrern besetzt wurden, die eine gläubige Predigt verbürgten. Dazu gehörten Niederfrohna, Kau-

fungen, Langenchursdorf, Wolkenburg und Braunsdorf, aber auch die Chemnitzer Gegend, wie Burgstädt und die Rochlitzer Parochie wie Seelitz, Seifersdorf. Auch Frohburg und Leisnig wurden von der Muldentaler Bewegung erfaßt, die anfänglich mehr der Rudelbachschen Muldentaler Pastoralkonferenz sich zurechnete und erst später sich dem Stephanschen Luthertum geöffnet hat. Dabei war die Leisniger und Rochlitzer Gegend mehr das Feld der schwärmerischen Spiritualisten und Fanatiker, die Werdauer Gegend war charakterisiert durch einen „trübsinnigen Mysticismus“, und die Lichtenstein-Callenberger Gegend war zunächst mehr herrnhutisch gesinnt.

Der Führer der Muldentaler Stephanisten war der Pfarrer zu Niederfrohna, Ernst Gerhard Wilh. Keyl, dessen Einfluß sich durch die mit der Strumpfwirkerei verbundene Wanderschaft der jungen Niederfrohnaer rasch ausbreitete. Keyl war nicht einfach in die Erweckungsbewegung einzuordnen. Das zeigten schon die drei im Spätsommer 1852 gegen ihn unternommenen Angriffe, die davon ausgingen, daß Keyl sektiererische Konventikel halte. Der Schullehrer klagte gegen Keyl, daß Besucherinnen seiner Erbauungsstunden, die dreimal in der Woche abends stattfanden, trübsinnig geworden seien. Der Bildung unserer Tage seien diese Konventikel unwürdig, zu denen, die Besucher oft sechs Stunden weit, aus Burgstädt, aus Mittel- und Oberfrohna, aus Penig, Frankenberg, Lobenstein und Limbach hergelaufen kamen. Es wurde aus Hollatz' Gnadensordnung, aus Boghatzkys Schriften, vor allem dem goldenen Schatzkästlein der Kinder Gottes und aus Aug. Hermann Franckes Schriften vorgelesen. Bei den Besuchern der Erbauungsstunden wollte man Gedankenlosigkeit und Unruhe, das Festhalten an überalterten allegorischen Vorstellungen, besonders an dem jüdischen Aberglauben vom Zorne Gottes festgestellt haben. Besonders gefährlich sei die Wahnvorstellung unter den Anhängern Keyls, daß sie sich noch nicht genügend von der Welt zurückgezogen hätten, ja Keyls Gerichtspredigt sei der unmittelbare Anlaß zum Ausbruch einer Nervenkrankheit bei zweien seiner Gemeindeglieder gewesen. Keyl treibe die Leute in eine schwermütige Sündenangst hinein, so daß sie schließlich, um ihre Seligkeit nicht zu verlieren, sich mit dem Gedanken vertraut machten, dieses Sodom von Sachsen durch rechtzeitige Auswanderung zu verlassen. „Ich sehe wohl, hier geht es um Leben und Tod“, erklärte der angeblich vom religiösen Wahnsinn befallene Seifert, als er auf Befehl der Behörden vom zuständigen Kreisarzt untersucht wurde, der ihm mit wahrem Kennerblick einige Medizinen gegen „melancholia religiosa“ verabreichte, die aber „einen Rückfall nicht hindern konnten“. Oberhofprediger von Ammon ermahnte Keyl, sich von „den überspannten morgenländischen Ansichten von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur abzuwenden“, als Keyl zwei Gemeindegliedern die Spendung des Hl. Abendmahles vorenthalten hatte, weil sie seiner

Überzeugung nach noch nicht des Empfanges würdig waren. In solchen Zeiten völliger Zerrüttung des Vertrauens war es klar, daß Keyl seinen Schulmeistern, die ja schon damals Träger der rationalistischen Halb- bildung waren, das Vorrecht, die Nottaufe zu vollziehen, absprach, weil er mit Recht befürchten mußte, daß diese „erleuchteten Zeitgenossen“ durch Vermeidung der trinitarischen Formel die Gewissen nicht belasten wollten. Mit Keyl haben dann fast alle sich zu Stephan und der Muldentaler Pastoralkonferenz rechnenden Pastoren ihren Schullehrern das Recht zur Nottaufe entzogen, was eine neue Beschwerde der Lehrer zur Folge hatte. Keyl wurde die geistliche Schulaufsicht entzogen, da er das Ansehen des Schulmeisters „in der Gemeinde herabgesetzt habe“. Schließlich kam es zu erneuten Beschwerden gegen den orthodoxen Pfarrer, weil er an den Sitzungen der Muldentaler Pastoralkonferenz teilgenommen hatte. Besonders die Lokalpresse und Röhrs Kritische Predigerbibliothek leisteten in der Verspottung der „um ihr Seelenheil bekümmerten Finsterlinge“ Unglaubliches.

Das durch Stephan erweckte Luthertum und die Muldentaler Bewegung sind unabhängig voneinander entstanden. Auch hier im Muldental bildeten sich selbständige Zweiggeseellschaften, die starken Zuzug von auswärtigen Besuchern hatten. Diese „mystischen Schwärmer“ wanderten die Nacht auf und vom Sonntag hindurch, um Keyls Kirche besuchen zu können. Ihre meist zweitägige Abwesenheit von der häuslichen Wirtschaft diente ihr natürlich nicht zum Besten. Zwiespalt wurde durch den bei allen solchen Bewegungen sich notwendig einstellenden geistlichen Hochmut in die Familien getragen. Es handelt sich fast ausschließlich um kleine Häusler und Strumpfwirker, kaum um wohlhabende Bauern.

Keyl, der zunächst selbständig auf ähnliche Kampfpositionen wie Stephan gedrängt worden war, hat erst allmählich Anschluß an Stephan gefunden. In seinem Arbeitszimmer hingen Bilder von Luther, Melancthon und — Stephan! Der Kirchenpatron, Graf von Einsiedel, dem Keyl überhaupt seinen Erfolg in der Abwehr der behördlichen Angriffe auf seine Erbauungsstunden zu danken hatte, schenkte der Kirche zu Niederfrohna die Stephanschen Predigten. Am 18. Sonntag nach Trinitatis 1852 hatte Keyl fünf zu Stephan neigenden Leipziger Studenten, dem Kandidaten Poeschel und dem Schullehrer Gesell aus Dresden zum größten Argernis der Gemeinde das Heilige Abendmahl gereicht. Man sah darin eine Entweihung der Heimatkirche durch Mitglieder einer fremden Sekte. Keyl hatte Stephan schon 1828 in Leipzig kennengelernt. In Stephan fand er den Mann, der das, was er selbst dunkel fühlte, mit Klarheit und Entschiedenheit aussprach. „Stephan, sagte Keyl, besaß eine genaue Kenntnis der reinen Lehre der lutherischen Kirche, eine umfassende Einsicht in den immer größer werdenden Verfall derselben, eine scharfe Unterscheidungsgabe in der Beurteilung

des wahren und falschen Luthertums, namentlich im Gegensatz zu der immer mehr überhand nehmenden Lauheit und zu der Neigung, alle Konfessionsunterschiede um der Liebe willen, aber auf Kosten der Wahrheit aufzugeben.“ Wie Stephan, so legte auch Keyl seinen Predigten gern Arnds Wahres Christentum, das von Poeschel verfaßte Glaubensbekenntnis der Gemeinde zu St. Johannis und Stephans Predigten zugrunde. Die reine Lehre ist der Schutzpanzer, der uns vor dem nahe bevorstehenden Gerichte Gottes bewahrt. Alles ist vergänglich, flüchtig die Zeit, nur das Heil der Seele ist ewig. Während es Stephan mehr um die Wiederaufdeckung der durch den Rationalismus verschütteten Wahrheiten ging, war das Motiv der Müldentaler Bewegung ein methodistisches: Rette deine Seele vor dem Gerichte! In der Predigt Stephans handelt es sich mehr um die Stellung Gottes zu dem Menschen, der in der Vorsehung offenbar gewordenen gnädigen Gesinnung Gottes, auf die wir angewiesen sind, in der Predigt Keyls mehr um die Stellung des Menschen zu Gott, seine Entscheidung für oder gegen die Welt, um die Rettung der Seele im hereinbrechenden Gericht. Bei Stephan ist es die Frage nach Gott, bei Keyl die Frage nach der Seele. Darum forderte Keyl konsequent Heiligung. Durch Ausschluß der Ungläubigen aus der Gemeinde müsse eine vollkommene Gemeinde von Heiligen geschaffen werden. Bei allen diesen Unterschieden verband jedoch beide Männer eine gemeinsame Abwehrfront: Keyl war ein Stephanist.

Dagegen will es nichts besagen, daß das in Rudelbachs Zeitschrift für Lutherische Theologie und Kirche 1842 (Heft 1) erschienene „offene Bekenntnis des vormaligen Pfarrers Keyl in Niederfrohna über seine Gemeinschaft mit Stephan und die darin begangene Versündigung“ das Verhältnis der beiden so darstellt, als sei Keyl der vom Betrügerkönig Stephan schändlich betrogene Engel, während Rudelbach selbst nach der sogenannten Entlarvung Stephans in Amerika triumphierte. Dieses schlecht verhehlte Rückzugsmanöver beweist ja im Gegenteil nur, wie sehr Keyl sich mit Stephan in der gleichen Schlachtfront gefühlt hat.

Carl Ferdinand Wilhelm Walther, geboren am 25. Oktober 1811, ist ja nach der erwähnten sogenannten Entlarvung Stephans zum eigentlichen Patriarchen der Pilgerväter der Missouriesynode proklamiert worden, und das mit Recht. Carl Ferdinand Wilhelm Walther hatte als Dritter in seiner Generation in unmittelbarer Folge die Pfarre zu Langenchursdorf bei Waldenburg/Sa. inne, lernte schon auf dem Schneeberger Gymnasium die Spannung zwischen der altlutherischen Tradition des Elternhauses und der rationalistischen Gläubigkeit kennen, eine Erfahrung, die sich in Leipzig durch die Bekanntschaft mit Lindner und Hahn nur vertiefte. Stärker als der Einfluß des von ihm „als geistlichen Vaters“ so hochverehrten Barthel in Leipzig scheint der von Friedemann Loeber, des Bruders von Pastor Loeber, der später mit

auswanderte, gewesen zu sein, in dessen Hause W. als Hauslehrer von Ostern 1834 bis November 1836 tätig war. W. hatte viele Disputationen „mit seinem Herrn Prinzipal darüber, ob alles, was in der Bibel stehe, zuverlässige, göttliche Wahrheit sei“.

Im Kreise der jungen erweckten Studenten in Leipzig wurde W., der über sein Seelenheil verzweifelt war, auf St. hingewiesen. „Walther erbrach den Brief nicht eher, als bis er Gott brünstig angerufen hatte, ihn zu bewahren, daß er nicht falschen Trost annehme, wenn solcher in dem empfangenen Antwortschreiben enthalten sein sollte. Aber als er dasselbe gelesen hatte, war es ihm nicht anders, als sei er aus der Hölle in den Himmel versetzt. Die so lange gewohnten Tränen der Angst und der Not verwandelten sich jetzt in Tränen wahrhaft himmlischer Freude.“ Unter dem Einfluß des Nachbarn Keyl begannen sich bei W. später von neuem „die Scrupel über die Kirchengemeinschaft“ zu regen, so daß Rudelbach gebeten wurde, W. zu beruhigen. W. hat, trotz starker innerer Verschiedenheit zu St., in ihm die größte Hoffnung des wieder erwachenden Luthertums gesehen. W.s sehr ernste Bußpredigt, die ihn schon in seiner ersten Pfarrstelle Bräunsdorf recht unbeliebt machte, geht nicht wie bei St. aus der selbstsicheren Gewißheit des über die Sünden des Volkes ergrimmtten Propheten hervor, sondern ist Ausdruck einer skrupulösen Religiosität. Für W. ist die Angst um die Seligkeit der Hauptantrieb der Frömmigkeit. Daß er seiner sogenannten Bekehrung nie froh werden konnte, daß er immer von neuem Trost suchte, auch bei St., daß er um gläubige oder ungläubige Lehrbücher in seiner Gemeinde heftige Kämpfe führte, ist bei ihm Ausdruck des verzweifeltten Suchens nach einem festen Halt. Gewißheit war ihm ein Zeichen der Versuchung. Darum suchte er immer wieder nach äußeren, objektiven Sicherheiten. Seine Ordination gab ihm den Trost einer Absolution. Der Kampf um die alten liturgischen Formeln und um die Symbole war ihm ein Kampf um der Seelen Seligkeit, denn sie waren ihm die Garantie, daß sein von Zweifeln bedrängtes Herz nicht auf dem Irrwege wandelte. Sie gaben ihm die Sicherheit, im reinen Worte Gottes zu stehen, „an welchem mein armes Herz festhält als einem festen Anker meiner Hoffnung für die gegenwärtige und zukünftige Welt“. Bei dieser sensiblen Empfindungsfrömmigkeit W.s haben wir es wahrscheinlich mit Nachwirkungen des orthodox-pietistischen Vaters zu tun, der mit den Herrnhutern lange in Verbindung stand. Im Anfang der St.schen Bewegung also hat W. keine Führerrolle gespielt. Die Gewissenhaftigkeit seiner Frömmigkeit, die ihn zu immer erneutem Überprüfen der Glaubenssicherungen trieb, befähigte ihn später nach der sogenannten Entlarvung St.s, als alle bisherigen Autoritäten ins Wanken geraten waren, einen neuen, der veränderten Existenzform angepaßten Glaubensausdruck zu schaffen. Für St. dagegen war die Glaubensform als solche schon Heilsgarantie.

Der ältere Bruder Ferdinands, Otto Hermann (geb. 23. Sept. 1809), war bis zur Auswanderung der Substitut seines Vaters in Langenchursdorf. Er stand als Keyls Schwiegersohn in nächster verwandtschaftlicher Beziehung zum Führer der Muldentaler Bewegung. Wie sein jüngerer Bruder, so hat auch Otto Hermann durch seine weiche und peinliche Frömmigkeit, die Neigung zu gewissenhaftester Selbstprüfung sogar auf seine Gegner großen Eindruck gemacht. An ihm erwies sich, wie Menschen, die aus lauter Gewissenhaftigkeit im täglichen Leben zu keinem festen Entschluß kommen können, eine fast rapide Energie entfalten, wenn sie sich erst einmal zu einem Entschluß durchgerungen haben.

Der Pfarrer von Lunzenau, Ernst Moritz Bürger (geb. 1806), der Verfasser des „Sendschreibens an die evangelisch-lutherische Kirche in Wisconsin, Missouri, Preußen und Sachsen“, war der wenigst bedeutende unter den Pastoren des Muldentales, die sich St. angeschlossen hatten. „Eine ängstliche Gewissenhaftigkeit, die dem, was ihm für wahr und recht galt, nicht das Mindeste vergeben wollte, gab sich in allen seinen Äußerungen zu erkennen.“ Auch bei Bürger war kein gläubiges, trotziges Vertrauen, keine sich ihrer selbst gewisse Glaubenssicherheit wie etwa bei St. zu finden, sondern ein beständiges Schweben in der Angst um das eigene Seelenheil. Für diese Ungewißheit fand Bürger eine Rettung in St.s kompaktem Luthertum.

Der Pastor von Kaufungen, Friedrich Wilhelm Poetschke, hatte sich 1830 sehr bemüht, St. die freigewordene Pfarrstelle im benachbarten Rochsburg zu verschaffen und als Mitarbeiter für die „Zeitschrift für das apostolische Christentum“ zu gewinnen, die spätere „Zeitschrift für Lutherische Theologie und Kirche“, die dann Rudelbach herausgab. Wahrscheinlich ist es über der Stellung zu Herrnhut zwischen Poetschke und St. zum Bruche gekommen, zunächst kämpfte Poetschke von einer pietistischen Stellung aus gemeinsam mit St. gegen die Reformversuche in der Kirche. Er plante z. B. einen „Praeventivzusammenschluß aller Mitglieder der Landstände, die die glaubenstreue Kirche gegen die abgefallene zu vertreten willens seien“. Auf diese Art kam er mit Männern wie v. Einsiedel, dem Grafen zu Dohna, dem Fürsten von Schönburg-Waldenburg, v. Heynitz und anderen Führern der Erweckungsbewegung unter dem sächsischen Adel zusammen, ohne daß dadurch wieder eine neue Annäherung an St. erzielt worden wäre.

Aus alledem ergibt sich, daß im Muldental auf Grund des dort durch den Grafen v. Einsiedel und den Fürsten Otto Victor I. von Schönburg-Waldenburg, die nur „offenbarungsgläubige Theologen“ auf ihre Kollaturpfarren beriefen, förderten orthodoxen Pietismus spontan und von Dresden unabhängig eine zweite antirationalistische Erweckung entstanden war. Diese Muldentaler Bewegung zeigt zwei Tendenzen: die orthodoxe, die sich später Rudelbach anschloß, und die pietistische,

die nach einigen Wandlungen besonders unter dem immer stärker werdenden Einfluß von Keyl St. folgte. Beide Ströme würden aber wie hundert andere Protestbewegungen versickert sein, wenn nicht jede von ihnen den Anschluß an eine Führerpersönlichkeit gefunden hätte.

Ein dritter Mittelpunkt einer von S. unabhängigen, aber sich schließlich mit ihm vereinigenden Bewegung war das Gebiet von Ronneburg in dem ehemaligen Herzogtum Sachsen-Altenburg. Man fand „Stephanisten“ in Paitzdorf, Nischwitz und besonders in den Gemeinden von Gruber in Reust bei Langenorla und Loeber in Eichenberg bei Kahla. Besonders die Ronneburger Gegend war schon seit dem 18. Jahrhundert durch die pietistischen Adelshöfe der Grafen von Henkel-Donnersmark in Pölzig und Grafen von Koestritz in Koestritz ein rechter Erweckungsboden gewesen, hatte doch auch Heinrich Melchior Mühlenberg auf diesen Schlössern verkehrt und war auf Anregung dieser pietistischen Adelligen nach Nordamerika ausgewandert. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte man von einer Nachblüte der alten pietistischen Stundenbewegung in Ronneburg, Meuselwitz und Altenburg sprechen, wo die Herrnhutschen Diasporareisenden willig Gehör fanden.

Bedeutender als Karl Friedr. Gruber (geb. 1795), Pfarrer in Reust, war der Pfarrer von Eichenberg, Gotth. Heinr. Loeber (geb. 1797), der bis dahin Hauslehrer in dem durch Kügelgen bekannt gewordenen Hause der v. Ziegesar in Hummelshain bei Kahla gewesen war. Loeber verfaßte außer einem „Denkmal der Augsburgischen Confession“ 1830 die verbreiteten „Gaben für unsere Zeit aus dem Schatz der Lutherischen Kirche und besonders aus D. Martin Luthers geist- und glaubensreichen Schriften“ 1834. Beide Pastoren waren durch die Protokolle der Herrnhuter Pastoralkonferenz, die sie 1825 besucht hatten, für den Herrnhuter Pietismus gewonnen worden, Gruber blieb sogar korrespondierendes Mitglied der Herrnhuter Pastoralkonferenz. Beide machten aber eine allmähliche Entwicklung vom pietistischen Individualismus zum lutherischen Konfessionalismus durch. Schon 1835 stieß Enkelmann, der wichtigste unter den Herrnhuter Diasporareisenden, auf erbitterte Gegnerschaft im Ronneburgischen Bezirk. Wie bei St. und Keyl, so schwoll auch bei Loeber und Gruber der Kirchenbesuch erstaunlich an. Vier bis sechs Stunden weit kamen die Leute herbei, „um sich durch das reine Evangelium erbauen zu lassen“.

Durch die Angriffe von Loeber und Gruber ist das Hesekielsche Konsistorialreskript 1838 (13. November) ausgelöst worden, das die kirchliche Restaurationspolitik einleitete, aber nach einem langen und heftigen Broschürenkrieg mit einem Rückzug des Konsistoriums endete, so daß sogar die Suspension des rationalistischen Superintendenten Schuderoff rückgängig gemacht werden mußte. Dieses Altenburger Konsistorialreskript ist der Beweis dafür, daß es sich bei dem Kampf um die Wiedererweckung des Luthertums nicht um eine kleine Gruppen-

auseinandersetzung handelte, sondern um das ganze Kirchenvolk. Die Altenburger Bewegung, die auch zunächst ohne Zusammenhang mit St. entstanden war, schloß sich ihm an, als man erkannte, daß nur noch die Auswanderung die Erlösung aus der unerträglichen Verweltlichung der Heimatkirche bedeuten konnte. Damit begann auch St.s Einfluß unter den Altenburgern rasch zu steigen.

Auch in Leipzig hatten sich im Kreise des unter Volkmanns Führung stehenden Missionshilfsvereins mehrere Studenten den St.schen Gedanken geöffnet. Die Leipziger Erweckungsprediger allerdings, wie Haensel und F. A. Wolf, haben keine innere und äußere Beziehung zu St. gehabt, auch Friedr. Wilh. Lindner kam als einsamer Biblizist in der damaligen Leipziger Fakultät nur in äußere Berührung mit St., aber er, wie August Hahn, beweisen doch, wie weit diese Ansätze, die auf eine Erneuerung der lutherischen Kirche drängten, reichten.

Über das ganze sächsische Land hin wohnten Menschen, die St.s Predigten ein neues Verständnis des Glaubens verdankten. Aus der Subskribentenliste seiner Predigten ergibt sich, daß überall dort, wo sich pietistische Gemeinschaftspflege nachweisen läßt, und wo die sächsische Erweckungsbewegung hatte Fuß fassen können, auch St.s Wirkung zu spüren war. St. wurde mehrfach bei pietistischen Streitigkeiten als Schiedsrichter gerufen (1812 in Zschopau, 1835 in Roßwein).

Aus den außerhalb Sachsens festzustellenden Einflüssen St.s ergibt sich, wie vorsichtig der Ausdruck „Stephanisten“ angewandt werden muß. Natürlich haben nicht alle, die 1838 mit ihm auswanderten, unter seinem persönlichen Einfluß gestanden. In dem Stephanismus sind die verschiedensten Strömungen des religiösen Lebens zusammengefloßen. Wie unmöglich ist es erst später, als sich der zunächst aus religiösen Motiven entstandenen Auswanderung auch Leute mit sehr weltlichen Interessen anschlossen, von „Stephanisten“ zu reden! Mit dem Einbruch fremder Strömungen wurde St.s Urgemeinde breit und damit notwendigerweise flach. Ihrem Kern nach aber ist die St.sche Auswanderung die Folge der im konfessionellen Luthertum erhärteten, die objektiven Formen als Glaubensstützen erscheidenden Erweckungsbewegung.

Warum aber hat St. die Konsequenz der Auswanderung gezogen und hat nicht an der inneren Erneuerung der sächsischen Landeskirche, die zudem doch gar nicht völlig dem Rationalismus verfallen war, wie die pietistische Richtung der sächsischen Erweckungsbewegung zeigt, mitgewirkt? Das ist um so merkwürdiger, als St. als Armenpfleger innerhalb der Landeskirche mitgearbeitet hat, als er in der von Robert Pinkerton 1814 gegründeten sächsischen Bibelgesellschaft als Vorstandsmitglied, sogar als Distriktsvorstand im Muldental tätig war — er trat dort erst Ende der 50er Jahre aus —, und als er zunächst auch der Dresdner Zweiggemeinschaft der Basler Mission angehört hat. Allerdings ist die Tätigkeit St.s im alten Dresdner Missionshilfsverein der Grund

dafür geworden, daß sich der ursprünglich pietistisch-erweckliche Dresdner Missionsverein von der Verbindung mit dem reformiert-lutherischen Baseler Missionshaus löste und eine streng lutherische Missionsgesellschaft gründete, die heute als die evangelisch-lutherische Mission in Leipzig blüht. St. gelang es, infolge seines großen Einflusses auf Männer wie Leonhardt in Miltitz bei Meißen, den Verfasser einflußreicher Missionsschriften, und Poeschel (siehe S. 152) die ihm schon von Anfang an freundlich gesinnte konfessionelle Partei für „einen eigenen Missionsverein auf streng lutherischer Bekenntnisgrundlage“ zu gewinnen.

St. fühlte, daß die Skelettlosigkeit der alten evangelikalen Vereine die Aktivität lähmte. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben. Der Schwesterverein des Missionshilfsvereins in Leipzig, der die Wendung zum Konfessionalismus nicht mitmachte, blieb zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, während der Aufschwung des Dresdner Missionsvereins mit der Lösung von Basel begann. 1850 erschienen die „Ideen des Pastor Stephan über die zu gründende Missionsschule“: St. schlug die Bildung eines neuen, von den Baseler Unionstendenzen freien Missionsvereins vor. Die Grünberger Missionsvorschule und die 1852 gegründete Deutsche Missionsgesellschaft Augsburgischer Konfession unter Ernst Blochmann waren nur Zwischenlösungen. Trotzdem schloß sich St. nicht der neuen, ganz seinen Wünschen entsprechenden Evangelisch-deutschen Missionsgesellschaft von 1856 an, wahrscheinlich unter dem Einfluß von Scheibel, der zusammen mit Roller in Lausa nach Scheibels Verweisung aus Dresden in Grünberg unterrichtet hatte. Zudem hat St. die schon damals eingetretene Isolierung von den Dresdner Geistlichen zur Zurückhaltung bestimmt.

Die Gründung der neuen Missionsgesellschaft war auch ohne St. ein Sieg des in St. personifizierten lutherischen Konfessionalismus. Die Jubelfeier der Augsburgischen Konfession hatte in Parallele mit dem Erstarken des politischen Konservativismus das Bedürfnis nach einem objektiven Halt und festen kirchlichen Formen geweckt. Nach dem Erlöschen des ersten Missionsfeuers der begeisterten Erweckungsjahre fand man in der Kirche von neuem diesen Halt. Zudem war das lutherische Bewußtsein des sächsischen Volkes trotz seiner Neigung zu nachgiebiger Toleranz wegen des Gegensatzes gegen das katholische Fürstenhaus immer stark gewesen, was sich besonders in den Mauermannschen Händeln (1824) und dem darauf folgenden Broschürenstreit in überraschender Stärke gezeigt hatte. So war auch die sächsische Erweckungsbewegung im Laufe der 50er Jahre von ihrer pietistisch-evangelikalen Erscheinung zum lutherischen Konfessionalismus umgeformt worden. An Stelle der persönlichen Heilandserfahrung wurde die objektive Autorität in der Kirche gefunden, nach der sich die Zeit des rationalen und emotionalen Subjektivismus gesehnt hatte. Es verbinden sich mit diesem spätromantischen Sehnen Reste der konservativen Aufklärung, die Besinnung

auf die Fortdauer der rechtlichen Geltung der Bekenntnisschriften und die positive Wiederaufnahme des biblischen Erbes durch die maßgebenden theologischen Neubildungen.

Als eine solche muß vor allem die unter Rudelbachs Leitung stehende Muldentaler Pastoralkonferenz angesehen werden. Wenn auch Keyl, Bürger und die beiden Walther in den ersten Jahren ihres Bestehens (seit 1831) zu den bedeutendsten Mitgliedern gehörten, so hat doch die Bemühung St.s, die Konferenz ganz für seine Pläne zu gewinnen, zu keinem Erfolge geführt. Im Mai 1838, als die Wogen der Erregung wegen der bevorstehenden Auswanderung sehr hoch gingen, trat Rudelbach in einer wohlwollenden Erklärung für St. ein, verwarf ihn aber dann am 15. September 1838 in einer öffentlichen Kundgebung als Donatisten. „Aber für eine Kreuzesflucht müssen wir jede Auswanderung erklären, wie die Stephansche, wo man einerseits behauptet, es seien uns als Dienern Jesu Christi Bande angelegt und doch diese Bande, das Leiden um Christi willen nicht für Seligkeit achtet, sondern lieber flieht und die Herde denen überläßt, die man für Mietlinge ausruft.“ Diese Erklärung ist eine Apologie der Muldentaler Pastoralkonferenz gegen den Vorwurf, sie habe Anschauungen vertreten, deren Konsequenz die Auswanderung sei. St. hatte auf dem Hintergrunde seiner pietistischen Durchgangsentwicklung die Kirche als göttliche Anstalt verstanden, die vom Menschen und allen Traditionen unabhängig sei und in dem von Christus eingesetzten Hirtenamte bestehe. Kraft ihres Schlüsselamtes wacht sie über dem ihr anvertrauten Bekenntnis. Wenn die Bedingung der Reinheit in Lehre und Verfassung garantiert ist, dann ist die Kirche die wahre Kirche, auch wenn sie eine kleine Kirche ist. Separation kann um dieser Reinheit willen nötig sein. Für Rudelbach dagegen ist die Kirche Gnadenmittelamt, deren Reinheit nicht in sich selbst ruht, sondern durch die Kontinuität der Stiftung des Lehr- und Hirtenamtes garantiert ist. Jede Separation bedeutet also Trennung von dem in der Kirche fließenden Gnadenstrom. Bei St. liegt also das Motiv: Die Reinheit der Lehre garantiert die Seligkeit des Einzelnen, zugrunde, bei Rudelbach hängt das Seelenheil von der Kontinuität der durch den Herrn gestifteten Gnadenmittel ab.

Inzwischen war durch eine Fülle von Zwistigkeiten, die Keyl durch seine Fortsetzung der Betstunden in Niederfrohna hervorgerufen hatte, Keyl veranlaßt worden, am 16. August 1838 sein Amt niederzulegen, kurz darauf der jüngere Walter in Bräunsdorf und nach ihm der ältere Bruder. In seiner kurz vor der Abfahrt in Bremen am 2. Oktober 1838 gehaltenen Predigt führte Ferdinand Walther aus, daß sie ein Testament Gottes durch die Auswanderung erfüllen müßten, um in das wahre Vaterhaus zum Jubelsabbath einzuziehen. Wir seien der Erbschaft des heiligen Testaments nur würdig, wenn wir reine Gefäße für einen so heiligen Inhalt seien. Deshalb müsse man sich radikal aller Unheiligkeit entkleiden.

Unterdessen hatte St. in seinen Betstunden, die wöchentlich viermal stattfanden, von neuem seine engeren Freunde gesammelt; ihr ursprünglich kirchlicher Charakter hatte sich in den einer selbständigen religiösen Gemeinschaft verwandelt. Diese „überflüssigen, gesetzwidrigen und unzulässigen Konventikel“ wurden, wie das schon einmal 1820 der Fall gewesen war, wieder von neuem verboten, denn „durch diese Bibelstunden würden unklare, mystische und höchst gefährliche Ideen genährt“. Auch die Zusammenkünfte und Spaziergänge mit seinen Anhängern in der Dresdner Umgebung wurden St. 1836 verboten. Der 60jährige Mann trug schwer an der Begrenzung seiner Bequemlichkeit, die dieses Verbot der geselligen Zusammenkünfte für ihn bedeutete, aber in der Zeit, in der der Königsberger Prozeß von Diestel und Ebel viel Staub aufwirbelte und die Verfehlungen des Kassenwartes des Dresdner Missionsvereines, eines Mg. Leonhardi, dem unsittlicher Umgang und Unterschlagungen vorgeworfen werden mußten, bekannt wurden, gaben diese Spaziergänge Anlaß zu viel bösem Gerede. St. hat seit 1836 gar nicht mehr ernstlich damit gerechnet, daß sich sein Verhältnis zu Staat und Kirche bessern werde, darum hat er weder Rücksicht auf die Redereien, die durch sein Verhalten entstanden, noch die polizeilichen Anordnungen und Haussuchungen ernst genommen.

Der letzte Grund für die Spaltung der Gemeinde in eine ihm unbedingt treu ergebene Anhängerschar und eine ihm ebenso feindlich gesinnte Gegnerschaft war in dem Doppelcharakter der Gemeinde zu suchen: zwischen den Nachkommen der aus Böhmen eingewanderten Pilgerväter und dem deutschen Teil der Gemeinde. Im Laufe der Jahrhunderte war der Germanisierungsprozeß so intensiv geworden, daß nicht mehr zwischen echten Böhmen und Deutschen mit böhmischen Namen zu scheiden war. Ein Protest der deutschen Gemeindeglieder wandte sich gegen die ausschließliche Nutznießung der böhmischen Exulantenkasse durch die kleine Gruppe, die einer deutschen Predigt zu folgen nicht in der Lage war. Man protestierte ferner gegen den fehlenden Moralismus in den Stephanschen Predigten, deren ständiger Hinweis auf die Gnade Gottes die Zuhörer moralisch gleichgültig machen müsse. Auch die Behörden empfanden, daß mit dieser Beschwerde, der bald noch zwei andere folgten, das ausgesprochen war, was schon zwei Jahre vor der Auswanderung sich vollzogen hatte: die Aussonderung der böhmischen Gemeinde als einer Stephanschen Kirche aus der Landeskirche. Natürlich enthielten diese Beschwerden vom April 1838 auch viel Stadtklatsch, aber St. fühlte sich auch nicht mehr für seine ursprüngliche Gemeinde verantwortlich. Die fast systematische Verletzung der Gefühle Andersdenkender durch obstinates Festhalten an ihm vertrauten Gewohnheiten und die gänzliche Mißachtung der seinem Stande zukommenden Rücksichten, die Nichtachtung der polizeilichen Verordnungen und die ständige Herausforderung der verdorbenen Phantasie und üblen Nachrede durch seine ja an sich

harmlose Lebensart ist nur zu verstehen, wenn man sich klarmacht, daß St. durch die Ignorierung seiner Lehre durch die Kirche zu der Überzeugung gekommen war, daß er ein Prediger in der Wüste sei. Bei der feindlichen Haltung der Dresdner Geistlichkeit war die Ignorierung seiner ungläubigen Gemeindeglieder und die Konzentration auf seine Gläubigen wenigstens konsequent. Alle Anklagen der Gemeinde sind ja nur als Entladungen der schon seit Jahren unerträglich gewordenen Spannungen, die ebenso an anderen Punkten hätte zum Ausbruch kommen können, zu verstehen. Da er für den naheliegenden Vorwurf staatsgefährlicher Umtriebe keinen Anlaß bot, so entlud sich der sachliche Gegensatz in moralischen Vorwürfen, zu denen ja die rationalistischen Moralisten besonders neigten. So kam es, daß St. schon am 16. November 1837 von der Kreisdirektion suspendiert wurde, und am 17. April 1838 die Gemeinde die definitive Amtsenthebung St.s forderte. Viele Vorwürfe, vor allem finanzieller Art, sind nie geklärt worden, weil der König schließlich den ganzen Prozeß niederschlug (25. Oktober 1838).

Daß St. durch die beständigen Angriffe in eine zunehmende Hartnäckigkeit und Poltrigkeit hineingesteigert wurde, daß seine Unwilligkeit eine Folge seiner Verbitterung und seines beständigen Mißtrauens, eines wahren Verfolgungskomplexes war, ergibt sich daraus, daß St. sehr wohl zu Verhandlungen bereit war, als sein Verdacht, man wolle der böhmischen Gemeinde das Neidsche Stift rauben, beseitigt war. Das eifersüchtige Pochen auf seine Rechte war der verkrampfte Wunsch, der Gemeinde, die er ja immer mehr aus dem juristischen Verbande der Landeskirche herausgelöst hatte, in ihrem wirtschaftlichen Existenzkampf zu helfen. St. fühlte sich durch den an sich berechtigten Vorwurf nachlässiger Amtsführung nicht getroffen, weil er sich nur noch seiner, d. h. nicht von Menschen, sondern von Gott anvertrauten Gemeinde verpflichtet fühlte. Daß St. durch unvorsichtige Herausforderung des Dresdner Klatsches in einer Zeit besonderer Empfindlichkeit für das „Muckertum“ rücksichtslos die Empfindungen der Fernerstehenden verletzt hat, ist richtig. Die ihm zur Last gelegten Verirrungen sind aber Ausgeburten der Phantasie, an denen er nur insofern schuldig ist, als er auch den bösen Schein nicht vermieden hat. Aber auch diese Vorwürfe hat er sich nur im Dienste seiner unbedingten Anhänger zugezogen. Dagegen ist der dritte Anklagepunkt, der der finanziellen Unredlichkeit, kaum zu klären, da der alte, des Lesens und Schreibens unkundige Rechnungsführer der Gemeinde, Vogel, schon am 21. August 1837 gestorben war und St.s monopolisierter und selbstherrlicher Finanzverwaltung keinen Widerstand geleistet hatte. So verständlich an sich die Haltung des St. nicht zugetanen Teiles der Gemeinde war, sie hat mit einer gehässigen Energie auch nach St.s Abgang eifersüchtig die Rechte der Gemeinde gewahrt.

Am Sonntag, dem 28. Oktober 1838, verließ St. Dresden, seine Freunde folgten ein paar Tage später. Es ist nicht wahr, daß St. vor einer hereinbrechenden Katastrophe — schließlich wurden ihm sittliche Verfehlungen vorgeworfen — geflohen ist, und daß ihn nur die Niederschlagung des Prozesses durch Friedrich August II. gerettet habe. St.s Unvorsichtigkeit hat sich nur furchtbar durch eine Flut von Verleumdung und böser Nachrede gerächt.

Durch die sich in Dresden überstürzenden Ereignisse war auch jede vorläufige Annäherung zwischen Rudelbach und St. zerstört worden. Der Gedanke, mit den in der Verkündigung des altlutherischen Glaubens behinderten Pastoren Walther, Keyl, Bürger die Jerusalemreise anzutreten, verbreitete sich schnell. Die dritte Gruppe der Auswanderer führten Loeber und die Kandidaten Fröhlich und Fürbringer, ungefähr 70 Personen, aus der Gegend von Ronneburg, Saalfeld und Altenburg den St.schen Scharen zu. Gruber schloß sich 1839 den Auswanderern an. Eine Flut von Flugschriften rief diese Demonstration gegen die „verunglimpftete Glaubensweise“ hervor. Es handelt sich bei den Auswanderern weder um abenteuerliche Spekulanten noch um gutmütige, aber unwissende Pietisten und Schwärmer, sondern gerade auch um Gebildete, obgleich natürlich unleugbar ist, daß die Atmosphäre der Missionsschriftchen, Traktätchen und altmodischen Erbauungsbücher besonders günstig für Menschen war, die den Anschluß an die Entwicklung der Zeit verpaßt hatten, und ihrem Ressentiment durch grollende Ablehnung Ausdruck gaben, wofür sie bei St. eine religiöse Begründung zu finden glaubten. Es bedeutete eine große Gefahr, bei mangelnder Begabung die neuere Entwicklung der Theologie für Teufelswerk zu erklären und sich auf einem schon längst überholten Standpunkt zu verschanzen. Das ist wahr in bezug auf einige Theologen aus der sächsischen Erweckungszeit, wie es anderseits auch wahr ist, daß viele seelisch Bedrückte durch die Auswanderung eine Befreiung von ihrer inneren Last gesucht haben.

Der Gedanke, daß man um des Glaubens willen auswandern müsse, taucht zum ersten Male in einer Nebenbemerkung einer St.schen Predigt von 1824 auf. Einen Anstoß gab der Besuch des Pastor Benjamin Kurtz aus Hagerstown Md., der 1830 St. auf der Rückreise nach den Staaten besuchte. Kurtz hatte St. einen Auswandererführer von Gottfried Duden empfohlen, der 1824—1827 im Staate Missouri gelebt hatte. Dieses Buch berichtet ebenso wie H. Chr. Gerkes Nordamerikanischer Ratgeber (1833) einladend über die Zustände im Staate Missouri. Schon lange vor St.s Abzug hatten gerade aus Sachsen-Altenburg Auswanderungen nach St. Louis eingesetzt. Zudem lag der Gedanke, um des Glaubens willen auszuwandern, dem Pastor seiner ehemaligen Exulantengemeinde sehr nahe. Schließlich hatte schon damals die Vorflut der großen Völkerwanderung eingesetzt: 1817 die Bäumler-Leute, 1822 die Naffziger, 1834 die Altlutheraner aus Halle, Posen, später aus der Niederlausitz und

Hinterpommern, und schließlich gleichzeitig mit St.s Auswanderung die der schlesischen Altlutheraner. Gerade von Sachsen-Thüringen aus war ja auch schon 1854 die Auswanderung des Pastor Kilian gegangen, der wegen der Gefährdung des lutherischen Bekenntnisses seine Heimat, Elsterberg bei Greiz, mit einigen Hundert Gläubigen verlassen hatte. So allmählich sich bei St. die Überzeugung gefestigt hatte, daß die sächsische Landeskirche rettungslos verloren sei, so ist Klarheit über die unausweichliche Konsequenz erst auf der Freundeskonferenz von Pfingsten 1856 gewonnen worden. Man brauchte noch zwei Jahre bis zur Durchführung des Planes, weil Keyl und die Muldentaler nur mit Mühe von der Notwendigkeit der Auswanderung überzeugt werden konnten. Die Maßregelungen der zwei Jahre 1857 und 1858 gaben St. in der radikal pessimistischen Beurteilung der kirchlichen Lage Sachsens scheinbar recht. Die Gereiztheit, mit der Keyl und St. mit den Behörden verkehrten, ist aus der Überzeugung zu erklären: Gott will uns durch diese Erfahrungen in unserem Entschluß sicher machen, daß es mit einer solchen Kirche keine Gemeinschaft mehr geben kann. Die offenen Feinde des wahren lutherischen Glaubens sind heidnische Glaubensfeinde überhaupt.

Die Verteidiger der Landeskirche hatten vollkommen recht, wenn sie den „Stephanisten“ Übertreibungen vorwarfen, denn weder bei Keyl noch bei St. konnte man von Religionsverfolgung reden. Aber die Stephanisten konnten nicht länger in einer Kirche bleiben, die sich so eng mit der allgemeinen Kultur verbunden hatte, daß der Glaube zum religiösen Anhängsel dieser Kultur geworden war. Gegenüber dieser Verweltlichung der Kirche konnte nur Trennung helfen. Daran änderte die liebenswürdige und freundliche Erscheinungsform auch nichts, in der der Rationalismus zur Herrschaft in der sächsischen Landeskirche gekommen war. Da nach St.s Überzeugung die reine Lehre das Kennzeichen der wahren Kirche ist, da die Heilskraft der Kirche in der Predigt des reinen Wortes liegt, so konnte er auch nicht eine altlutherische, separierte Gemeinde gründen, wiewohl die behördliche Anerkennung gerade in dem Lande leicht zu erhalten gewesen wäre, das von der liberalen Sorge erfüllt war, man könne ihm den Vorwurf der religiösen Unduldsamkeit machen. Das Motiv der Auswanderung war nicht pietistisches Heiligungstreben, nicht der Wille sich zu separieren, sondern der Wille, die Separation des Glaubens von seinen wahren Quellen aufzuhalten. Wenn aber eingewandt wurde, daß ja St. gerade das Land aufsuchte, in dem derselbe Kampf gegen eine ungläubige Kulturreligion durchzuführen war wie in der Heimat, und dieser Kampf nur durch strengste Isolierung vom amerikanischen Kulturleben erreicht werden konnte, so war darauf zu antworten, daß in USA. die Möglichkeit der schriftgemäßen und rechtgläubigen Jugenderziehung bestand. Eine separierte Kirche ist nur sinnvoll innerhalb eines vollkommen liberalen Staates. Bei der in der Reaktions-

zeit herrschenden geistlichen Schulaufsicht war in Sachsen eine separierte Schule nur theoretisch möglich. Bei einfachen Mitgliedern der Gemeinde haben eschatologische Gedanken mitgespielt, vielfach war auch die rührende Anhänglichkeit an den verehrten Seelsorger das Auswanderungsmotiv. Alles in allem ist die Auswanderung aus Gewissensnot heraus erfolgt. Erleichtert wurde der Abzug durch das große Entgegenkommen der Behörden, die an Auswanderung gewöhnt waren (in einem einzigen Dresdner Verlag erschienen in diesen Jahren allein acht Auswanderungsbücher!).

Am 3. November begann die Abfahrt der 700 Auswanderer, unter ihnen sechs Geistliche, 10 Kandidaten, 4 Lehrer, von Bremerhaven. Die Geschichte des in der Missourisynode zusammengefaßten Lutherthums der USA. hat bewiesen, welche religiösen Energien die Triebkräfte dieser Auswanderung gewesen sind.

Abgeschlossen am 2. Febr. 1938.